



Verspinnen von Kernflachs auf dem Flügelspinnrad; Foto: Landesbildstelle Rheinland.

## Spinnen

Etwas unterhalb von Odenthal fällt der Scherfbach in die Dhünn. Geht man das Scherfbachtal aufwärts, so gelangt man bald zu der Stelle, wo einst die Burg Scherfen stand. An den früheren Adelssitz erinnern nur ein geringer Fundamentrest und folgende sagenhafte Überlieferung:

„Die Spinnerin von Scherfen“

Im alten Schlosse zu Scherfen,  
Sitzt eine Jungfrau und spinnt.  
Sie ward vom Ritter Hilderich  
In Treue einst geminnt.

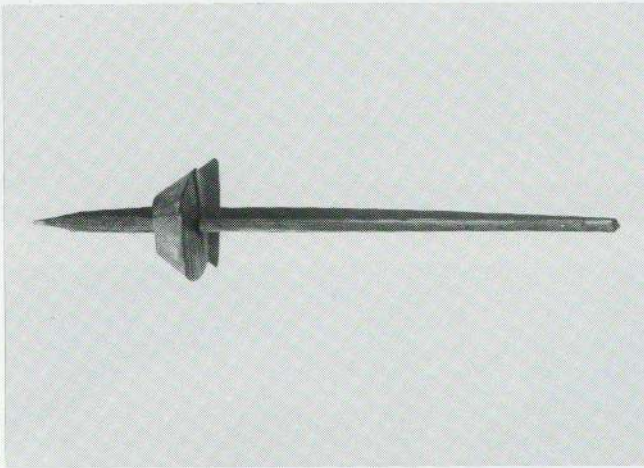
Er nahm das Kreuzesbanner,  
Er kämpft' manch heiße Schlacht,  
Bis eine Heidenlanze  
Die Todeswund' ihm bracht.

Sein hartt in ewiger Treue  
Die liebliche Adelgund,  
Und spinnt den blonden Rocken,  
Fort bis zu dieser Stund.

Die romantische Sage berichtet vom Spinnen, jener alten Tätigkeit, die in vielen Märchen und Sagen als Sinnbild für ein wohlbestelltes Hauswesen und beharrlichen weiblichen

Fleiß steht. Sie war einst natürlicher Bestandteil der auf Selbstversorgung ausgerichteten Hauswirtschaft und wurde fast auf jedem Bauernhof ausgeübt, um den Eigenbedarf an Leinwand zu decken. Das Spinnen, ausschließlich Frauenarbeit, war nur eine Phase eines größeren Arbeitsganges zur Herstellung von Leinwand und beschränkte sich auf die Erzeugung eines Fadens durch Aneinanderlegen und Verdrillen von mehreren kurzen Einzelfasern (siehe auch die Informationsblätter über Flachsanzbau und Verarbeitung sowie über Weben). Heute gibt es diesen Zweig der bäuerlichen Eigenwirtschaft nicht mehr, da Textilien industriell hergestellt werden. Flachsverarbeitungsgeräte, Spinnräder und Handwebstühle sind längst museale Gegenstände geworden.

Vereinzelt bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts und dann noch einmal in den Notjahren während und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im Bergischen Land Flachs angebaut und zu Leinen verarbeitet. Im Gegensatz zum benachbarten Niederrhein, wo der Flachsanzbau auch zu gewerblichen Zwecken sehr intensiv betrieben wurde, war er hier fast nur für die Selbstversorgung bestimmt. Allerdings hatte schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die wirtschaftli-

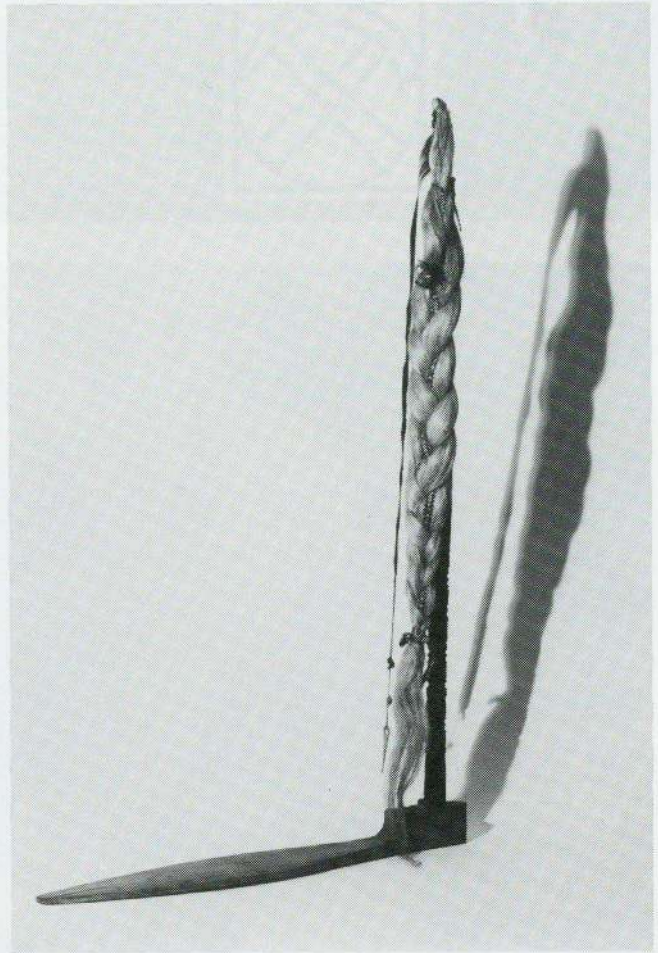


Primitive Handspindel aus Holz; Berg. Museum (Slg. Reulecke);  
Foto: B. Lübben.



Flügelspinnrad, Typ „Geiß“, 18./19. Jh., Berg. Museum; Foto:  
D. Kramm.

Die Bedeutung dieser Faserpflanze derartig nachgelassen, daß sie für das häusliche Textilgewerbe und die Textilindustrie nur noch von geringer Bedeutung war. Die einstige Dominanz des Flachses als Faserpflanze war an die aus Übersee importierte Baumwolle verlorengegangen. Während der Flachses erst durch langwierige und kaum zu rationalisierende Verarbeitungsverfahren spinnfähig gemacht werden konnte, ließ sich Baumwolle fast unmittelbar zu Garn verspinnen. Darum konnten Baumwollgewebe billiger hergestellt werden als Leinwand. Der Rückgang der häuslichen Leinenherstellung war zugleich aber auch das Ergebnis neu aufkommender Technologien. Leider läßt sich das Tempo dieses schließlich zu einer völligen Industrialisierung der Textilherstellung führenden Umwandlungsprozesses nicht genau bestimmen, weil er in den rheinischen Regionen unterschiedlich einsetzte und verlief.



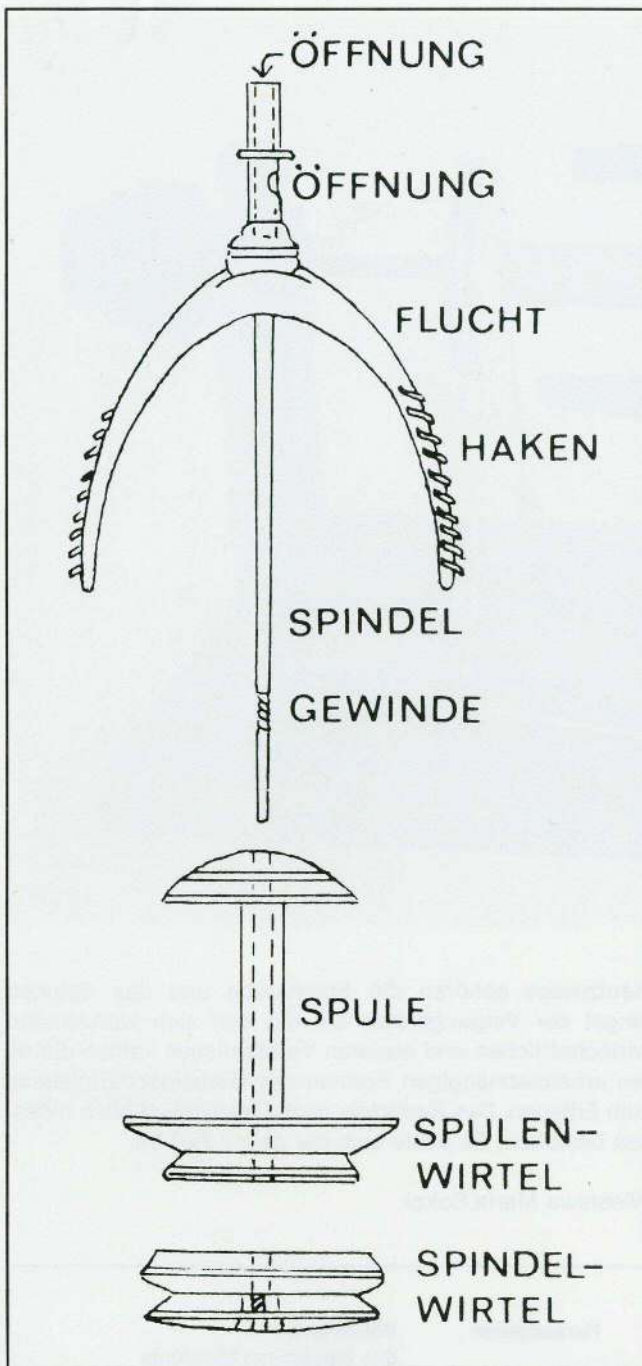
Spinnrocken mit Flachszopf, Ost-Slowakei, Berg. Museum (Slg. Reulecke); Foto: B. Lübben.

Das Ausgangsmaterial für das häusliche und handwerkliche Spinnen war aber nicht nur Flachs, sondern auch Schafwolle und gelegentlich Hanf. Vor allem unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg hielt man vermehrt wieder Schafe, um Wolle zum Stricken zu haben, zu deren Herstellung man die alten Spinnräder wieder hervorholte oder neue, zum Teil behelfsmäßige Konstruktionen anfertigen ließ. Oftmals wurden einfache Spinnaufsätze für Nähmaschinen gebaut, deren Wippmechanismus als Antrieb diente.

Das Prinzip, durch Verspinnen von Fasern Garnfäden herzustellen, ist von allen alten Kulturen angewendet worden. Ursprünglich wurde ganz ohne Werkzeug gesponnen, d. h., die Fasern wurden zwischen den Fingern oder zwischen Handfläche und Oberschenkel gerollt. Wie archäologische Funde beweisen, kam die Spindel schon sehr früh als technisches Hilfsmittel auf. Sie war ein ca. 30 cm langes, oben und unten zugespitztes Stäbchen. Zum Spinnen versetzte man es in drehende Bewegung. Die Schwingkraft und Spannung des Fadens wurde durch einen Spinnwirtel erhöht, eine flache Scheibe aus Ton, Stein oder Horn mit einem Loch in der Mitte zum Einlassen der Spindel.

Zum Spinnen war noch ein Hilfsgerät nötig, der sogenannte „Spinnrocken“, „Rocken“ oder „Wocken“, ein Stab, um den das Fasergut so herumgeschlungen war, daß man es leicht zu einem Faden ausziehen konnte. Der Rocken wurde von den Frauen entweder unter die Achsel geklemmt oder im Gürtel bzw. Schürzenbund getragen. Seit dem Mittelalter verbreitete sich der „Rockenständer“, ein feststehender Rocken auf dreibeinigem Ständer.

Das Spinnen mit der Spindel setzt Geschicklichkeit voraus. Die Spinnerin befestigt den Fadenanfang an der Spindel. Mit dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand

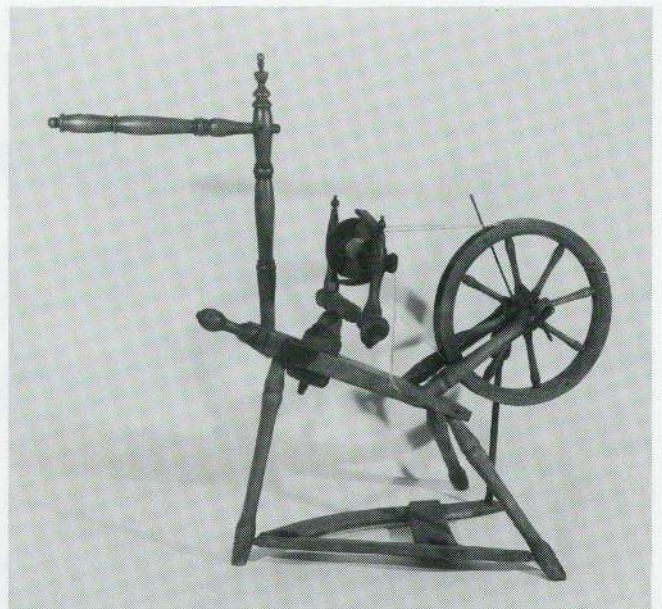


Schematische Darstellung der Flucht, Spindel und Spule eines Flügelspinnrades.

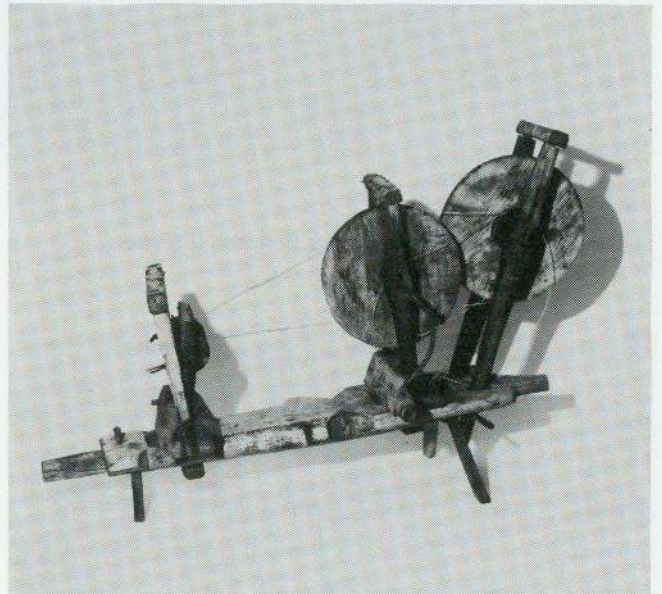
zieht sie die Fasern aus dem Rocken und dreht sie. Mit der Rechten wird die Spindel in Rotation gehalten, die dem Faden den nötigen Drall gibt. Wenn die Spindel fast den Boden erreicht hat, wird der Faden auf die Spindel aufgewickelt, um dann aufs neue an der Spitze der Spindel befestigt zu werden.

Diese Vorgänge wiederholen sich fortwährend. Es war möglich, im Gehen und Stehen mit der Spindel zu spinnen.

Eine erste Mechanisierung des Spinnvorganges erfolgte im 13. Jahrhundert mit der Einführung des Handspinnrades. Das Spinnen ging diskontinuierlich vor sich, d. h. Spinnen und Aufwickeln des gesponnenen Garns wechselten wie beim Spinnen mit der Handspindel einander ab. Erst das Flügelspinnrad ermöglichte ein kontinuierliches Spinnen. Ein gabelförmiger Flügel, der die Spindel umfaßt, spinn und wickelt den Faden gleichzeitig auf. Derartige, gegenüber Spindel und Handspinnrad sehr viel leistungsfähigere Flügelspinnräder sind in Europa seit dem 15. Jahrhundert nachweisbar.



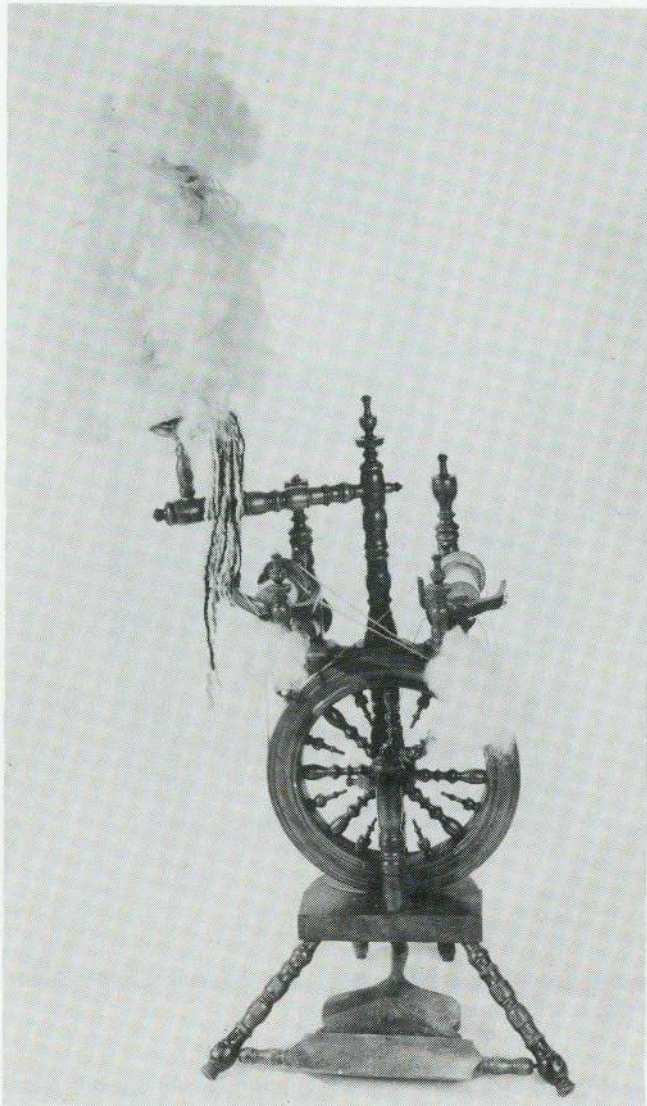
Flügelspinnrad, Typ „Geiß“, Niedersachsen, vor 1800, Berg. Museum (Slg. Reulecke); Foto: B. Lübben.



Flügelspinnrad mit Kurbelantrieb, 19. Jh. (?), Berg. Museum (Slg. Reulecke); Foto: B. Lübben.

Eine weitere Vereinfachung des Arbeitsvorganges war die Ablösung des älteren Handkurbelantriebes durch einen Tretmechanismus. Auf diese Weise blieben beide Hände frei zum Zupfen der Flachsfaser vom Rocken. Das Tretspinnrad, so wie wir es heute kennen, ist eine sinnvolle Kombination mehrerer älterer Einzelerfindungen und erst seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar.

Die Spinnräder wurden handwerklich gefertigt. Wenn sich auch das Schmuckbedürfnis gewöhnlich auf den Rocken konzentrierte, so blieb es selbst selten ganz ohne jeden Zierat. Vor allem die Beine des Gestells und die Radspeichen zeigen oft reich gedrechselte Profilierungen. Auch Perlmuttereinlagen sowie Zierknöpfe aus Bein waren üblich. Der ornamentale Aufwand entsprach der Bedeutung, die das Spinnrad als besonders wichtiges Arbeitsgerät der Frau hatte. Es war unverzichtbarer Bestandteil ihres Heiratsgutes und nahm in Landschaften, in denen die Überführung des Brautschatzes auf dem Brautwagen üblich war, als Sinnbild häuslichen Fleißes einen Ehrenplatz vorn im Wagen ein. Oft tragen die Spinnräder den Namen der Braut und das Hochzeitsjahr.



**Doppelflügelspinnrad, Typ „Bock“, 19. Jh., Berg. Museum; Foto: D. Kramm.**

Die Anfertigung von Spinnrädern oblag den Drechslern oder spezialisierten Spinnradmachern. In ländlichen Gegenden, wo das Handwerk nicht zünftig reglementiert war, mögen auch geschickte Stellmacher gelegentlich Spinnräder gebaut haben.

Je nach Bauweise unterscheidet man zwei verschiedene Arten von Spinnrädern:

- 1) Liegen Spindel und Schwungrad nebeneinander, bezeichnet man das Spinnrad als „Geiß“.
- Die „Geiß“ scheint im Bergischen Land der gebräuchlichere Typus gewesen zu sein.
- 2) Sitzt die Spindel über dem Schwungrad, nennt man es „Bock“.

Die wichtigsten Teile am Flügelspinnrad sind die Flucht (der Flügel), die Spindel und die Spule. Die Flucht, ein auf einer Seite offener, gabelartiger Rahmen, hat auf den Innenseiten der Arme je eine Reihe von Drahthäkchen. Sie steckt fest auf der röhrenförmigen Spindel, durch die das aus dem Rocken ausgezogene Fasergut geführt wird. Die Spindel hat in dem Teil, wo die Flucht aufsitzt, eine seitliche Öffnung, durch die der Faden wieder austritt. Er wird über eines der Drahthäkchen der Spule zugeführt, die drehbar auf die Spindel aufgeschoben ist. Spule und Flucht bzw. Spindel werden separat über Wirtelscheiben angetrieben, die durch Schnüre (Treibriemen) mit dem Schwungrad des Tretmechanismus verbunden sind. Wird nun das Schwungrad mit der Hand in Gang gesetzt und durch Treten der



**Flügelspinnrad, Typ „Bock“, Oberösterreich, 19. Jh., Berg. Museum (Slg. Reulecke); Foto: B. Lübben.**

Wippe in Bewegung gehalten, treibt es über die beiden Schnüre sowohl Flucht als auch Spule an. Spinnen und Aufwickeln des Fadens geschehen also gleichzeitig und kontinuierlich. Die Spinnerin hat beide Hände frei, um die Fasern je nach gewünschter Feinheit auszuziehen und der Spindel zuzuführen.

Mit einem eisernen Drahthäkchen wird der Anfang eines zunächst mit den Fingern vorgedrillten, aus den Fasern des Rockens ausgezogenen Fadens durch die Spindelöffnung und den seitlichen Fadenaustritt gezogen, über das erste Häkchen der Flucht geführt und auf die Spule aufgewickelt. Die Kunst des Spinnens besteht darin, die Fasern vom Rocken gleichmäßig der Spindel zuzuführen, die durch ihre Rotation dem Faden den gewünschten Drall verleiht. Eine geübte Spinnerin konnte durch schnelleres und langsames Ausziehen der Fasern einen lockeren oder festen Faden herstellen. Um die Spule gleichmäßig über die ganze Länge zu füllen, wird zu gegebener Zeit das Rad angehalten und der Faden in das nächste Häkchen eingehängt. So wird die Spule im Hin- und Hergang gefüllt und wenn sie voll ist, gegen eine leere ausgewechselt.

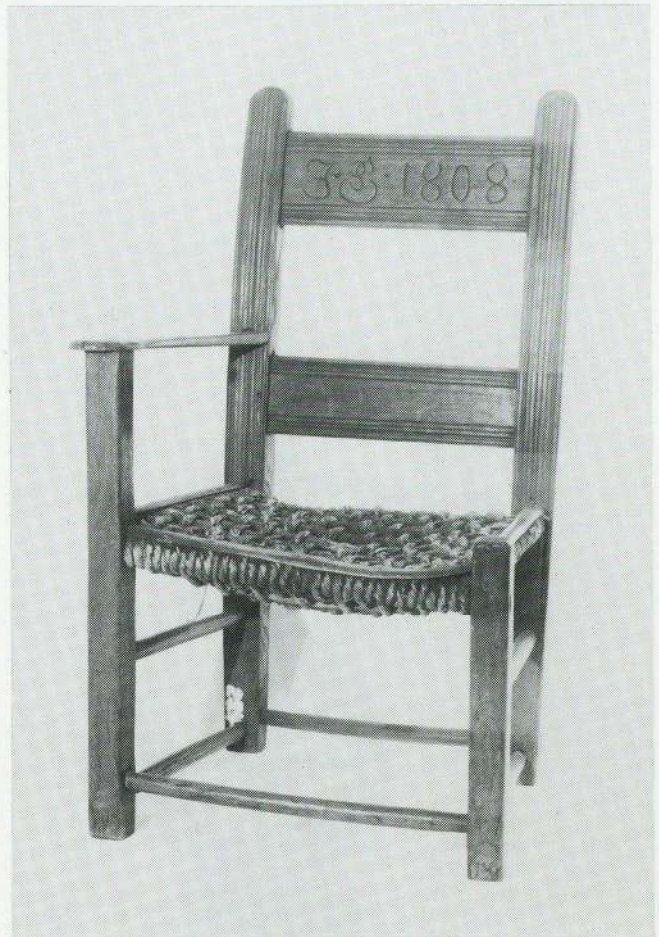
Eine etwas andere Technik verlangt das Spinnen von Wolle. Der Spinnvorrat wird von der Spinnerin auf dem Schoß gehalten, wobei die ausgezupften Wollfasern zwischen Daumen und Zeigefinger vorgedrillt werden, ehe sie den Spinnmechanismus erreichen.

Beim Spinnen mit dem Spinnrad wurden spezielle Stühle verwendet, die entweder lehnenlos waren oder nur auf der rechten Seite eine Armstütze hatten, damit die Linke bei der Arbeit nicht behindert war.

Eine über die Möglichkeiten des Flügelrades hinausgehende Verbesserung des Spinnens erfolgte erst im 18. Jahrhundert, das infolge fortgeschrittener Webverfahren unter chro-



Spinnstuhl (Sitzgeflecht fehlt), Raum Gummersbach, 18.—19. Jh. Berg. Museum; Foto: D. Kramm.



Spinnstuhl, rheinisch, dat. 1808, Berg. Museum (Slg. Reulecke); Foto: B. Lübber.

nischem Garnmangel litt. Die einst auf den begrenzten bäuerlichen Bedarf ausgerichtete, dann auch als hausindustrielles Nebengewerbe praktizierte Garnherstellung mit dem Spinnrad war dem rasant ansteigenden Garnbedarf der Webereien nicht mehr gewachsen. Spinnräder mit zwei Spindeln einzuführen und somit die bisherige Produktion zu verdoppeln, blieben wirkungslose Versuche. Erst die Erfindung der Spinnmaschine durch den Engländer R. Arkwright und ihre späteren Verbesserungen sowie die Nutzbarmachung der Wasserkraft und schließlich auch der standortunabhängigen Dampfkraft brachten die Wende. Wenngleich diese rasche technische Entwicklung im 19. Jahrhundert zu einem allmählichen Ende der häuslichen Textilerstellung führte, so hielt doch so mancher bergische Haushalt schon allein aus ökonomischen Gründen an dem überkommenen Wahlspruch fest:

„Selbst gewebt und selbst gemacht  
ist die beste Bauertracht“.

Auch die Gründung einer großen mechanischen Spinnerei in Bergisch Gladbach im Jahre 1852 führte nicht zu einem abrupten und völligen Abbruch traditioneller Wirtschaftsformen, wie ins späte 19. und frühe 20. Jahrhundert datierte Spinnräder bezeugen.

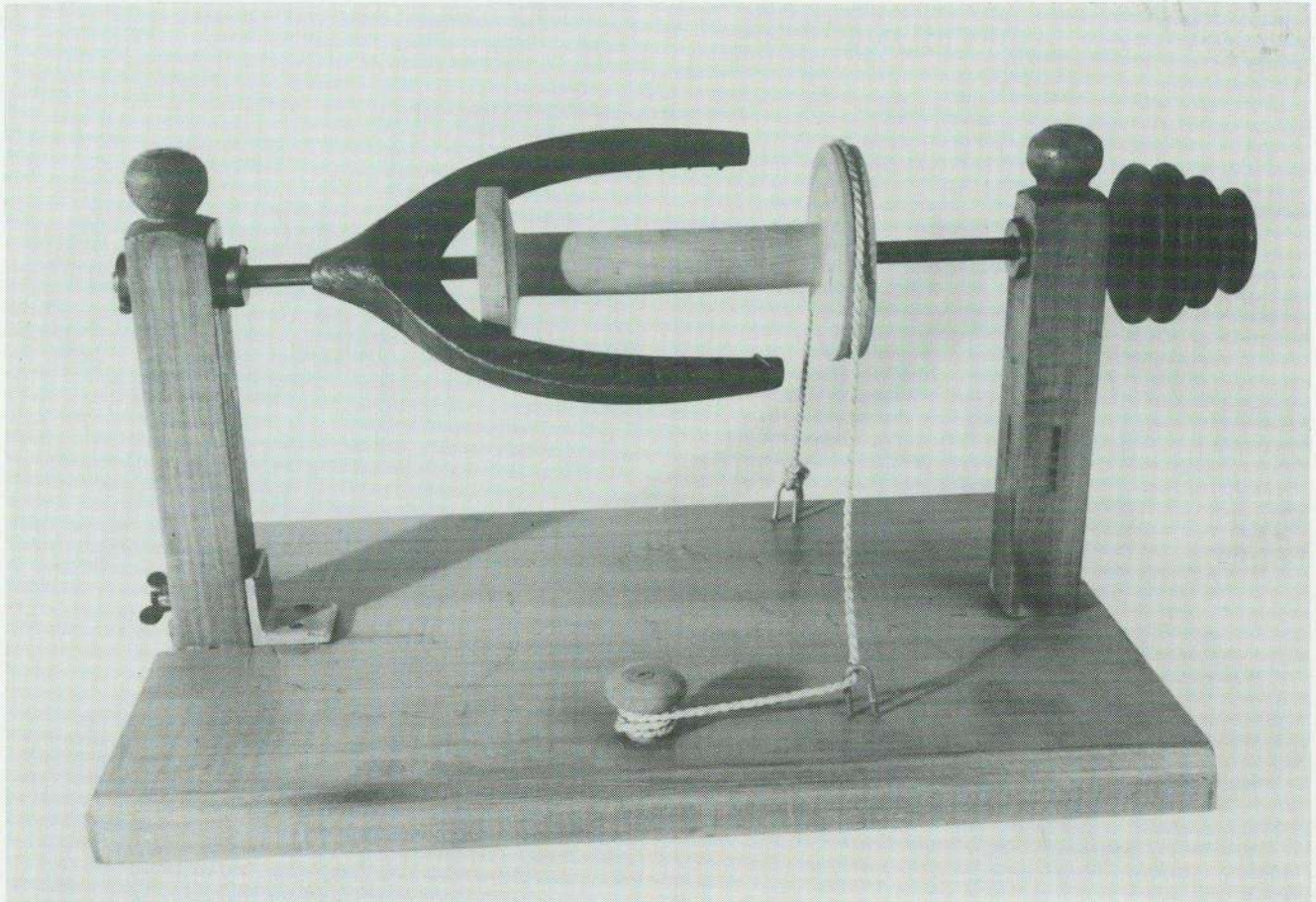
Während diese Objekte aus nostalgischen, antiquarischen oder wissenschaftlichen Gründen des öfteren erhalten blieben, sind die sich um das Spinnen rankenden brauchtümlischen Erscheinungen untergegangen. Spinnen war nachbarschaftliche Gemeinschaftsarbeit und ermöglichte Geselligkeit, Informationsaustausch, Unterhaltung und Vergnügen bei der Arbeit. Durch die Kälte und frühe Dunkelheit des Winterhalbjahres in die Stube gedrängt, trafen sich die jungen Mädchen mit ihren Spinnrädern abwechselnd in ver-

schiedenen Häusern. Am Abend kamen die Junggesellen dazu. Die harte Arbeit in den „Spinnstuben“ wurde von Erzählung, Lied und Musik begleitet. Diese Zusammenkünfte von Alt und Jung spielten im Gesellschaftsleben eines jeden Ortes eine große Rolle. In der Gemeinschaft der Spinnstube wurden die jungen Leute von älteren angeleitet und hier knüpften sie Bekanntschaften, die oft zu einer festen Verbindung führten.

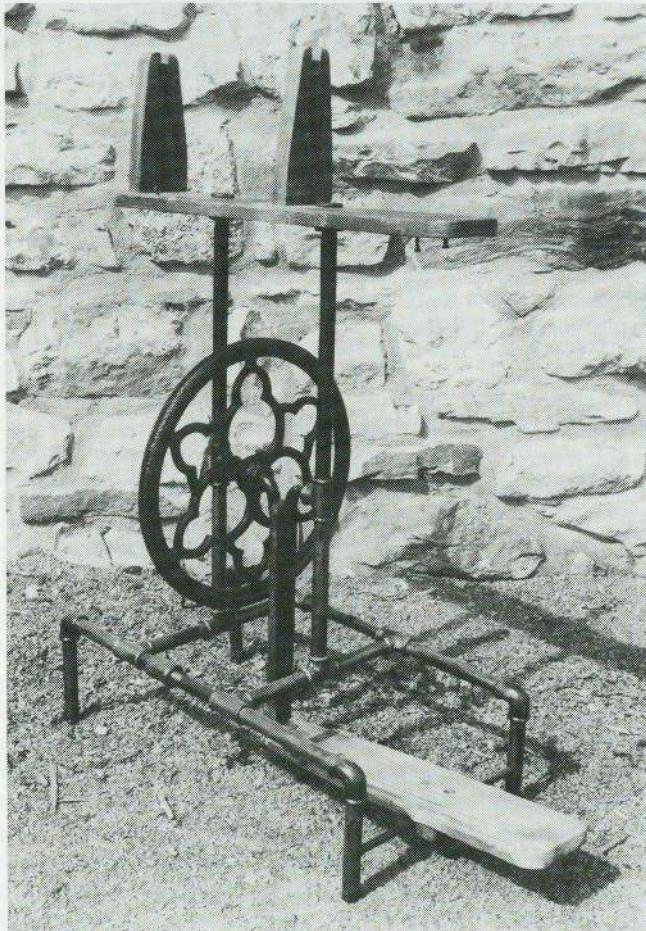
Spät am Abend nach dem einfachen Essen — Milchsuppe, Kartoffeln mit Öltunke und Schwarzbrot — vergnügte man sich mit verschiedenen Gemeinschaftsspielen. Wenn „die Schwarzdrossel gefüttert“ wurde, faßten alle ein Seil an. Abwechselnd nahm jeder einen Span in den Mund, den der Nebenmann mit dem Mund wegnehmen mußte. Der Sinn des Spieles wollte es, daß nach Möglichkeit ein Junggeselle einem Mädchen den Span abnehmen mußte. Man suchte dies dadurch möglichst lange hinauszuzögern, daß alle am Seil zogen.

Wurde „Pantoffel“ gespielt, so saßen alle im Kreis. Ein Pantoffel ging unauffällig rund. In der Kreismitte stand ein Teilnehmer, der den Pantoffel greifen mußte. So geschickt und geschwind ging dieser von einem zu anderen, daß es nicht leicht war, ihn zu erhaschen. War er durch geschickte Täuschung hinter dem Greifer, so erhielt dieser einen Schlag mit dem Pantoffel. Kaum hatte er sich umgewandt, so war der Pantoffel wieder an einer anderen Stelle. Nicht früher wurde der Greifer abgelöst, als er den Pantoffel ergriffen hatte.

Beim „blinde Maus (Kuh)“ spielen erhielt derjenige, der einen anderen erhaschen sollte, eine Binde vor die Augen. Bei diesem Spiel entstand meist ein großes, lustiges Durcheinander.



Spinnaufsatz für Nähmaschine aus Bergisch Gladbach.



Spinnradgestell aus Wasserrohren und Nähmaschinenteilen aus Odenthal-Eikamp; beides Eigenbauten der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit, Berg. Museum; Fotos: D. Kramm und B. Lübber.

Heutzutage gehören die Spinnstube und das Spinnen längst der Vergangenheit an. Mit den sich wandelnden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen kamen die alten arbeitsabhängigen Formen des Gemeinschaftslebens zum Erliegen. Das Bedürfnis nach Geselligkeit blieb indes bestehen. Es paßte sich der neuen Zeit an.

Wieslawa Maria Sokol

**Herausgeber:** Förderverein  
des Bergischen Museums  
für Bergbau, Handwerk und  
Gewerbe e. V.  
in Zusammenarbeit mit dem  
Kulturamt der Stadt Bergisch  
Gladbach

**Redaktion:** Wolfgang Vomm

**Druck:** Druckerei Gräfrath  
Schloßstraße 58  
5060 Bergisch Gladbach 1  
1. Auflage 1985/3000

Die Herausgabe dieses Informationsblattes wurde ermöglicht durch



**HERTIE**